

**DAS SCHICKSAL DER CHRISTINE VON HOININGEN-HUENE
(1848-1920):
GEISTESKRANKE QUERULANTIN ODER GELEHRTE HISTORIKERIN?**

Computerprogramme korrigieren heutzutage automatisch Fehler beim Schreiben eines Textes. In einer der früheren Fassungen des Word-Perfect-Programms schlug die Rechtschreibe-Korrektur vor, das Wort 'Historikerin' durch 'Hysterikerin' zu ersetzen. In diesem Beitrag soll die Geschichte einer Frau erzählt werden, der es im ausgehenden 19. Jahrhundert ähnlich ergangen ist.

Die Historikerin Christine von Hoiningen-Huene ist heute praktisch vergessen. Ihre Lebensgeschichte liest sich spannend wie ein Roman der Schweizer Schriftstellerin Eveline Hasler.¹ In den Dokumenten ihres Lebens, aufbewahrt in verschiedenen Archiven, scheint der Spannungsreichtum eines Frauenlebens im Kampf um ein selbstbestimmtes und fruchtbares Leben an der Wende zum 20. Jahrhundert auf. Dies lässt sich natürlich für viele Frauen dieser Zeit sagen - jedoch ist der hier gewählte Fall besonders markant. Zudem kann daran methodisch demonstriert werden, wie schwer es ist, die Spirale des Vergessens 'umzubiegen', gerade da, wo es um Menschen geht, die bereits in ihrer eigenen Zeit marginalisiert wurden. Der Begriff der *Spirale* des Vergessens wurde gewählt, um darauf aufmerksam zu machen, dass Vergessen immer wieder neues Vergessen zur Folge hat. Um zu zeigen, wie schwierig es ist, diese Spirale aufzubiegen, werde ich beschreiben, wie mein eigenes Interesse an Christine von Hoiningen-Huene nach und nach gewachsen ist. Durch diese Herangehensweise wird der Lebenslauf Christine von Hoiningen-Huenes nicht in der Reihenfolge erzählt, wie dies bei biographischen Beschreibungen üblich ist. Die Beschreibung ihres Lebens setzt in diesem Beitrag nicht bei ihrer Geburt an und endet mit ihrem Tod, sondern wird durch eine andere Perspektive bestimmt: meine eigene Spurensuche nach ihr. Diese Herangehensweise bietet der Leserin, dem Leser die Möglichkeit, sozusagen einen Blick in die Küche des historischen Arbeitens zu werfen. Um im Bild zu bleiben: Der Unterschied zwischen der Küche und dem Esszimmer liegt darin, dass die Mahlzeit in der

¹ Eveline Hasler hat in ihrem Roman *Die Wachsflügel* (Zürich: Nagel & Kimche 1991), die Lebensgeschichte der Emilie Kempin-Spyri (1853-1901) erzählt. Kempin-Spyri promovierte 1887 als erste Frau in Zürich im Fach Jura und erhielt 1891 die *Venia legendi* für römisches, englisches und amerikanisches Recht. Sie starb in der Irrenanstalt Friedmatt in Basel.

Küche im Entstehen begriffen ist und im Esszimmer fertig zubereitet und schön garniert aufgetischt wird. Wer den ersten Teil dieses Beitrages liest, hat möglicherweise in der 'Küche' nicht sofort den vollständigen Überblick, da er oder sie daran gewohnt sind, eine Biographie fertig 'zubereitet' aufgetischt zu bekommen. Doch bietet der Gang durch die Küche neben dem Blick in den historischen Kochtopf noch einen weiteren Vorteil. Denn mehr als dies gemeinhin in wissenschaftlichen Beiträgen üblich ist, wird dadurch die Beziehung der Forscherin zum Forschungsgegenstand offengelegt. Der erste Teil dieses Beitrages ist in der Ich-Erzählform gehalten. Diese Form wurde gewählt, um zu demonstrieren, wie schwer es ist, Wissen, das einmal marginalisiert worden ist, wieder in Erinnerung zu bringen. Indem nun dieser Beitrag geschrieben wird, wird das historische Gedächtnis aufgefrischt und das Lebensschicksal dieser Frau vor dem zeitgenössischen geschichtlichen Hintergrund aufgearbeitet. Dabei kommen Themen wie das deutsche Justizwesen, die Entwicklung des Frauenstudiums, die Professionalisierung der Geschichtsschreibung und die Situation katholischer Oppositioneller nach dem Ersten Vatikanum (1869/70) zur Sprache.

1. ERSTE BEGEGNUNGEN

Der Name Christine von Hoiningen-Huene begegnete mir vor etwa 18 Jahren zum ersten Mal. Ich studierte noch und fing gerade an, mich für die altkatholische Bekennerin Amalie von Lasaulx (1815-1872) zu interessieren. Amalie von Lasaulx war eine Borromäerin oder Barmherzige Schwester, die ab 1849 das St. Johannishospital in Bonn als Oberin leitete. Schwester Augustine, wie sie mit ihrem Ordensnamen hieß, wurde in ganz Deutschland bekannt, als sie in den Kriegen von 1864 und 1866 an vorderster Front unter heute kaum vorstellbaren Bedingungen die Betreuung von Verwundeten und Sterbenden auf sich nahm. Noch berühmter wurde diese deutsche Florence Nightingale dadurch, dass sie nach dem Ersten Vatikanum (1869-1870) öffentlich gegen die neuen Dogmen des Jurisdiktionsprimates und der Unfehlbarkeit des Papstes Stellung bezog und deshalb im November 1871 als Oberin abgesetzt wurde. Die mutige Ordensfrau starb bereits 1872, verstoßen und entehrt.² Sechs Jahre nach ihrem Tod erschienen innerhalb weniger Monate gleich zwei Biographien über sie. Die eine stammte vom ersten altkatholischen Bischof Joseph Hubert Reinkens (1821-1896),³ die andere

² Ausführlicher über sie: A. Berlis, "Sie war ein großer freier Geist". Amalie Augustine von Lasaulx (1815-1872)', *Ökumenisches Forum. Grazer Jahrbuch für konkrete Ökumene* 18 (1995), 289-300.

³ J.H. Reinkens, *Amalie von Lasaulx. Eine Bekennerin*, Bonn: P. Neusser 1878.

erschien anonym unter dem Titel *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine*.⁴ Im Bonner Alt-Katholischen Universitätsseminar befindet sich ein Exemplar dieses Buches; auf der Titelseite hatte jemand mit Bleistift in Sütterlinschrift hinzugefügt: 'Verfasserin: Christine Freiin von Hoiningen-Huene'.

Bei diesem Informationsstand blieb es jahrelang. Ich machte mir keine besonderen Gedanken darüber, warum dieses Buch anonym erschienen war, und es fiel mir auch nicht besonders auf, dass es gerade eine Frau war, deren Verfassernamen hier im Dunkeln blieb. Als ich mich dann einige Jahre später bei der Arbeit an meiner Doktorarbeit erneut mit Amalie von Lasaulx beschäftigte,⁵ sagte ich mir, dass ich doch etwas mehr über diese mit Bleistift ergänzte Verfasserin wissen müsse, um zu verstehen, mit welcher Intention und vor welchem Hintergrund sie ihre Biographie verfaßt hatte.

Die Erarbeitung von Frauenbiographien aus dem 19. Jahrhundert ist oft eine mühsame Angelegenheit. Dies liegt daran, dass relativ wenige Frauen einen Beruf ausgeübt haben, durch den ihr Lebenslauf aktenkundig wurde und damit der Nachwelt erhalten blieb. Nur wenige Frauen konnten es durch die Ausübung eines Berufs zu Bedeutung und Berühmtheit bringen. Im bürgerlichen Zeitalter definierte sich Berühmtheit über die Berufskarriere oder über die durch vornehme Geburt mitgegebene und im Laufe des Lebens ausgebauten Möglichkeit zur Erlangung einer öffentlichen Stellung. Frauen aus dem Bürgertum und dem Adel waren jedoch nur eingeschränkt 'berufsfähig'.

Im deutschen biographischen Standardwerk des 19. Jahrhunderts, das den Titel *Allgemeine Deutsche Biographie*⁶ trägt, steht einer übergroßen Mehrheit von Männern eine relativ geringe Zahl von Frauen gegenüber. Während die Männer in diese 'allgemeine' Biographie aufgenommen wurden, weil sie sich als Staatsmann, Professor, Gelehrter oder Künstler einen Namen gemacht haben, wurden Frauen vor allem dann biographisch erfaßt, wenn sie als Künstlerin - als Dichterinnen wie etwa Luise Hensel (1798-1876) oder Amalie von Sachsen (1797-1870), die unter dem Pseudonym Amalie Heiter veröffentlichte - oder wegen außerordentlicher Verdienste - wie etwa Amalie von Lasaulx - allgemein bekannt geworden waren. Christine von

⁴ [Ch. von Hoiningen-Huene], *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barnherzigen Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn*, Gotha: F. A. Perthes 1878.

⁵ Vgl. A. Berlis, *Frauen im Prozeß der Kirchwerdung. Eine historisch-theologische Studie zur Anfangsphase des deutschen Altkatholizismus (1850-1890)*, Frankfurt a.M.: P. Lang 1998, 555-560.

⁶ In 56 Bänden zwischen 1875 und 1912 (Neudruck 1967-1971) erschienen und herausgegeben von der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München.

Hoiningen-Huene ist in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* nicht zu finden. Sie hat jedoch einen anderen wichtigen Vorteil, und zwar ihre adelige Abkunft. Die ersten Informationen und Daten über sie konnte ich schließlich im Genealogischen Kalender des Adels finden.

Dem Adelskalender zufolge ist Christine Ernestine Maria von Hoiningen genannt Huene im Revolutionsjahr - am 21. Juli - 1848 in Koblenz geboren. Sie war die älteste Tochter von Anselm August von Hoiningen gen. Huene (1817-1882) und Maria Longard (1823-1882) und hatte zwei jüngere Brüder, Ernst (1849-1924) und Hans (1856-1918). Am 15. April 1888 heiratete sie in Bonn Otto Perthes (1842-1925), der nach seinem evangelischen Theologiestudium zunächst Gefängnisprediger und zum Zeitpunkt der Heirat Oberlehrer am Gymnasium in Bielefeld war.⁷ Die Ehe wurde fünf Jahre später wieder geschieden.⁸ Auffällig am Eintrag ins Adelsstammbuch ist, dass Christine Hoiningen-Huene am 21. Januar 1920 in Zürich, d.h. im Ausland gestorben ist. Ihr Lebensweg hatte sie demnach irgendwie von Koblenz über Bielefeld (dem Wirkungsort ihres Mannes) nach Zürich geführt. Die Eckdaten ihres Lebens waren nun bekannt - aber was lag dazwischen?

Um das Gerüst aus Lebensdaten mit mehr Fleisch zu füllen, wandte ich mich schriftlich an eine Baronin, eine Nachfahrin des jüngsten Bruders von Christine von Hoiningen-Huene, und fragte bei ihr an, ob sie über einen schriftlichen Nachlass 'ihrer Vorfahrin' verfüge. Damals war ich immer noch mehr an Amalie von Lasaulx als an ihrer Biographin interessiert und ich hoffte, in einem möglicherweise noch existierenden Nachlass Hinweise auf Amalie von Lasaulx zu finden. Die Antwort der Baronin war eine große Überraschung. In einem kurzen Schreiben teilte sie mir mit, dass Briefe und andere Dokumente ein Opfer des Krieges geworden seien. Außerdem wies sie darauf hin, dass Christine von Hoiningen-Huene keine direkte Vorfahrin von ihr sei, da diese kinderlos gestorben sei. Christine von Hoiningen-Huene habe in der Schweiz gelebt und die Schweizer Staatsangehörigkeit besessen.⁹ Am meisten überraschte mich jedoch die Mitteilung, dass Christine von Hoiningen-Huene an der Philosophischen Fakultät in Bern mit einer historischen Arbeit über die Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland

⁷ Mitteilungen von Bärbel Sunderbrink, Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld, 18. Juli 1995; Nachruf in: *Ravensberger Blätter* Nr. 1/ 2, 1925.

⁸ *Genealogisches Handbuch des Adels*, B II, Glücksburg 1957, 194.

⁹ Mitteilung von Baronin Hobe-Gelting am 20. Mai 1995 an die Verfasserin. Laut Schreiben der Schweizerischen Bundeskanzlei vom 22. Januar 1904 stellte Ch. von Hoiningen-Huene am 8. Dezember 1903 einen Antrag auf Zuerkennung des Berner Gemeinde- und Kantonsbürgerrechtes. Dieser Antrag wurde abgewiesen (vgl. Nachlass Christine von Hoiningen-Huene, Zentralbibliothek Zürich [= NL ChHH Zürich], MS Z II 3008, Nr. 8).

im 17. Jahrhundert promoviert worden sei.¹⁰ Ein Jahr nach der Promotion erschien die Dissertation 1899 im Druck.¹¹

Diese Informationen waren gänzlich unerwartet. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Biographie über Amalie von Lasaulx das zugegebenermaßen gut geschriebene und historisch interessant verarbeitete Einzelwerk einer Schattenfrau gewesen. Aufgrund dieser neuen Erkenntnisse erhielt es plötzlich einen ganz anderen Stellenwert: Jetzt wurde es zum Erstlingswerk einer angehenden Historikerin, die augenscheinlich zur ersten promovierten Frauengeneration gehört hatte.

Hier ist nicht der Ort, auf meine weiteren Nachforschungen in der Folgezeit näher einzugehen oder darauf, wie Christine von Hoiningen-Huene immer mehr aus dem Schatten heraustrat und deutlichere Konturen gewann. Es möge lediglich die Mitteilung genügen, dass ich aufgrund dieser Anhaltspunkte zielgerichtet suchen konnte und herausfand, dass in der Schweiz tatsächlich ein Nachlass von ihr existiert, der weitere Überraschungen bereithielt. Außerdem fand ich auch in einem staatlichen Archiv in Deutschland Briefe von ihr und erhielt so weitere Einblicke in ihr Leben und Werk. Ihre Biographie erweist sich als höchst aufschlussreich im Hinblick auf die Möglichkeiten und die Begrenzungen von Frauen in der Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

2. DIE ENTWICKLUNG DES FRAUENSTUDIUMS IN DER SCHWEIZ

Während in Deutschland Frauen erst Anfang des 20. Jahrhunderts zum Studium an Universitäten zugelassen wurden,¹² öffneten ihnen die Universitäten anderer Länder früher die Tore. Die Universitäten in Paris (1863) und Zürich spielten hier eine Pionierrolle. In Zürich richtete Nadeschda Suslowa (1843-1918) aus St. Petersburg 1867 ein Immatrikulationsgesuch an die

¹⁰ Die Angaben von Baronin von Hobe-Gelting können aufgrund der Akten im Berner Universitätsarchiv präzisiert werden. Danach promovierte Christine von Hoiningen-Huene bei Prof. Brückner mit einer Dissertation über 'Petrus Valkenier und die Züricher Capitulation vom Jahr 1693'. (Staatsarchiv Bern [= StA Bern] BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898; mit frdl. Dank an Dr. Franziska Rogger).

¹¹ Ch. von Hoiningen-Huene, *Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland im 17. Jahrhundert*, Berlin: Alexander Duncker 1899.

¹² Baden ließ im Jahr 1900 als erster deutscher Staat Frauen zu; es folgten Bayern 1903, Württemberg 1904, Sachsen 1906, Thüringen 1907, Elsaß-Lothringen und Preußen 1908 und Mecklenburg 1909. Für einen geschichtlichen Überblick über die Mädchen- und Frauenbildung vgl. E. Kleinau und C. Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Campus 1996.

medizinische Fakultät.¹³ Davor hing die Teilnahme von Frauen als Hörerinnen von der Zustimmung des betreffenden Professors ab.¹⁴ Die Frage der Zulassung von Frauen zum Studium wurde in Zürich ohne große Diskussion beantwortet. Aber mit wachsender Zahl blieben negative Reaktionen nicht aus – der Widerstand kam dabei weniger von der Seite der Professoren als vielmehr aus den Reihen der einheimischen Kommilitonen.¹⁵ Die ersten Studentinnen in der Schweiz waren Russinnen¹⁶, denen im Zarenreich der Zugang zu den Universitäten versperrt blieb. Frauen durften zwar damals in Russland bereits Medizin studieren, aber für Jüdinnen standen nur beschränkt Studienplätze zur Verfügung. Deshalb waren die ersten Studentinnen aus Rußland zum größten Teil jüdischer Herkunft. Auch Oppositionelle, die im eigenen Land nicht zugelassen wurden, gingen zum Studium in die Schweiz. Zunächst studierten die Russinnen in Zürich – von hier aus setzte sich ‘der Arztberuf für Frauen in ganz Europa’ durch –, aber als der Zar ihnen in einem Ukas 1873 revolutionäres Engagement vorwarf und ihnen ein Berufsverbot in Rußland auferlegte, wechselten im Wintersemester 1874/75 etwa

¹³ Sie erhielt als erste Frau in der Schweiz einen medizinischen Doktorgrad. Vgl. F. Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern*, Bern: eFeF-Verlag 1999, 20; 239. – Vgl. auch die folgende Fußnote.

¹⁴ Der folgende Abschnitt handelt von der Institutionalisierung des universitären Frauenstudiums. Einzelne studierte und promovierte Frauen hat es auch in den Jahrhunderten zuvor immer gegeben, so etwa Dorothea Christiane Leporin verh. Erxleben (1715-1762), die 1754 an der Universität Halle die medizinische Doktorprüfung ablegte. Sie lebte und arbeitete als Ärztin in Quedlinburg (Preußen).

Trotz des aufklärerischen Mottos ‘Der Geist hat kein Geschlecht’ blieben den Frauen im 18. Jahrhundert in der Regel die Universitäten und Akademien verschlossen. Eine Ausnahme war Bologna, wo im 18. Jahrhundert ein Kreis von Naturwissenschaftlerinnen bestand: 1732 promovierte Laura Bassi (1711-1778) hier als erste Frau in Europa zur Doktorin der Philosophie; seit dem Studienjahr 1732/33 stand sie im Vorlesungsverzeichnis der Universität Bologna als Professorin für Philosophie. Die Mathematikerin Maria Gaetana Agnesi (1718-1799) wurde, da Bologna damals zum Kirchenstaat gehörte, 1750 von Papst Benedikt XIV. (1675-1758) auf den Lehrstuhl für Mathematik berufen. Auch die Anatomin Anna Morandi Manzolini (1716-1774) hatte einen Lehrstuhl inne. Vgl. zum Thema Frauenstudium auch Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank*, 20; T. van Loosbroek, U. Jansz, A. de Wildt, M. de Baar, F. de Haan & F. Dieteren (Red.), *Geleerde Vrouwen* (Negende Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis), Nijmegen: SUN 1988.

¹⁵ D. Neumann, *Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867-1914)*, Zürich: Hans Rohr 1987, 97-116. Für Hinweise auf Literatur zur Geschichte des Frauenstudiums in der Schweiz danke ich Dr. Franziska Rogger (Universitätsarchiv Bern) und Marianne Howald (Stadtarchiv Bern).

¹⁶ Darunter befanden sich auch Finninnen und Polinnen. Finnland und ein Teil des heutigen Polen gehörten damals zum Zarenreich.

zwanzig russische Medizinstudentinnen auf einmal nach Bern.¹⁷ Vergeblich hatten sie zunächst versucht, an niederländischen oder deutschen Universitäten Aufnahme zu finden.¹⁸ An der Universität Bern begann mit der Immatrikulation der Auslandsschweizerin Anna Galvis-Hotz (1855-1934) aus Bogotá im Jahr 1872 die kontinuierliche Entwicklung des Frauenstudiums. Anna Galvis-Hotz absolvierte als erste Frau in Bern ein ganzes Studium und promovierte 1877 zur Doktorin der Medizin.¹⁹ Der Senat der Universität folgte dieser Entwicklung, indem er 1874 Frauen offiziell zum Studium zuließ. Zur Einschreibung in Bern mußte ein Leumundszeugnis und eine Altersbescheinigung (Mindestalter 18 Jahre) beigebracht werden. Frauen mußten zusätzlich eine beglaubigte Bewilligung ihrer Rechtsvertreter (Eltern oder Ehemann) vorlegen oder auf andere Weise beweisen, eine eigenständige Rechtsperson zu sein. Erst 1901 wurde dieser 'Vormundschaftsparagraph' aufgehoben.²⁰

Christine von Hoiningen-Huene hat im Herbst 1896 ihr Studium zunächst in Zürich angefangen und ist im Mai 1898 nach Bern gewechselt. Sie studierte Geschichte, deutsche Rechtsgeschichte sowie deutsche und französische Literaturgeschichte. Auch an der katholisch-theologischen Fakultät hat sie gehört, und zwar bei den Professoren Eugène Michaud (1839-1917)²¹ und Philipp Woker (1848-1924). Eugène Michaud lehrte dort von 1876 bis 1915 Dogmatik und Kirchengeschichte. Philipp Woker stammte aus Deutschland und war Anfang der siebziger Jahre Sekretär und Mitarbeiter Döllingers in München; 1875 war er an die neu gegründete (alt-katholische) katholisch-theologische Fakultät gekommen, wo er bis 1924 Kirchengeschichte und Kirchenrecht lehrte.²² Ab 1888 war er zusätzlich auch für Allgemeine Geschichte an der Philosophischen Fakultät zuständig; in seinen Vorlesungen über Revolutionsgeschichte saßen spätere Berühmtheiten wie

¹⁷ Neumann, *Studentinnen aus dem Russischen Reich*, 104.

¹⁸ Vgl. ebd., 104. In den Niederlanden ließ sich 1876 Aletta Jacobs (1856-1929) für Medizin einschreiben, aber sie galt jahrelang als Ausnahme. 1890 waren 12 Frauen und 2567 Männer als Studierende an niederländischen Universitäten eingeschrieben (vgl. M. Grever, *Strijd tegen de stilte, Johanna Naber (1859-1941) en de vrouwenstem in geschiedenis*, Hilversum: Verloren 1994, 50, insbes. Anm. 81). Jacobs erhielt als erste niederländische Frau am 8. März 1879 den medizinischen Doktorgrad (vgl. ebd., 115).

¹⁹ Rogger, *Der Doktorhut im Besenschränk* 18; 236. Vor ihr war 1874 in Bern bereits eine Russin als erste Frau zur Dr. med. promoviert.

²⁰ *Hochschulgeschichte Bern 1528-1984*, hg. von der Kommission für bernische Hochschulgeschichte, Bern 1984, 497-500.

²¹ Vgl. StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898.

²² Vgl. A.E. Rüthy, 'Die Christkatholisch-theologische Fakultät im Lichte der Vorlesungsverzeichnisse', in: Hundert Jahre Christkatholisch-theologische Fakultät der Universität Bern, Beiheft zur Internationalen Kirchlichen Zeitschrift 64 (1974), 13-23, hier 17.

Rosa Luxemburg (1871-1919), Leo Trotzki (1879-1940) und Wladimir Iljitsch Lenin (1870-1924).²³ Im Sommersemester 1898 arbeitete Christine von Hoiningen-Huene für ihn und fiel dabei durch die 'geistige Frische und wissenschaftliche Tüchtigkeit' auf, die sie an den Tag legte.²⁴ Mit der Familie Woker verkehrte sie auch gesellschaftlich.

Zwanzig Jahre nach der Promotion der ersten Historikerin an der Berner Philosophischen Fakultät²⁵ bestand Christine von Hoiningen-Huene am 26. November 1898 die Doktorprüfung *magna cum laude* in Geschichte als Hauptfach sowie Neuhochdeutsch und Französisch als Nebenfächer.²⁶

Die Biographie zeigt bisher kaum Auffälligkeiten, denn die Klippen ihres Lebens wurden bislang nicht erwähnt. Sie werden erst sichtbar, wenn außer den Daten der Berufsbiographie auch ihr persönlicher Nachlass und ihre autobiographische Schrift, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, in die Überlegungen einbezogen werden.²⁷

3. DIE KLIPPEN IM LEBEN DER CHRISTINE VON HOININGEN-HUENE

Es gab im Leben der Christine von Hoiningen-Huene *eine* riesengroße Klippe, die ihr zeit ihres Lebens immer wieder bedrohlich wurde: Ihre Familienangehörigen, die wegen der gesellschaftlichen Stellung der Familie versuchten, sie in ihrem Schaffensdrang und ihren Neigungen zu beschneiden. Daneben schuf sie sich bei der Suche nach ihrer Bestimmung aber auch selbst weitere Klippen. Bei dieser Suche waren ihr nur wenige Helfer beschieden.

Bereits als Schülerin im Klosterpensionat auf der Rheininsel Nonnenwerth entwickelt Christine von Hoiningen-Huene 'ein dauerndes Interesse an geschichtlichen Studien'.²⁸ Jedoch sieht sie darin zunächst nicht ihr Lebensziel, wie sie 1896 rückblickend schreibt: 'Mein Herz hing jedoch nicht an wissenschaftlichen Studien, sondern am Familienleben'.²⁹ Zunächst versorgt sie ihre Eltern bis zu deren Tod im Jahr 1882. Danach schaut sie

²³ Vgl. Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank*, 89; 236, 179.

²⁴ Philipp Woker am 16. Dezember 1904 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 70).

²⁵ Es handelte sich um Lina Beger (1853-1942) aus Offenburg. Vgl. Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank*, 89; 236.

²⁶ Vgl. StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898.

²⁷ Ch. von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, Zürich: Verlags-Magazin J. Schabelitz 1896.

²⁸ StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898. Vgl. auch ihren Artikel: Ch. von Hoiningen-Huene, 'Nonnenwerth. Eine rheinische Klosterschule', *Deutsche Rundschau* (1899) 100, 274-287.

²⁹ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 6.

sich nach einem geeigneten Partner um. Dabei hat sie wenig Glück. Die Anknüpfung von Beziehungen zu zwei Männern werden, wie sie später schreiben sollte, 'durch unverantwortliche Einmischereien vereitelt'.³⁰ Es kommt nicht zur Heirat mit diesen Männern.

Als ihr jüngster Bruder Hans 1884 Witwer wird, übernimmt Christine von Hoiningen-Huene die Führung seines Haushalts und die Erziehung seines Sohnes Ferdinand (1884-1917). Daneben arbeitet sie an einem Beitrag über den Konvertiten Ernst Landgraf von Hessen-Rheinfels (1623-1693).³¹ Im Dezember 1886 geht Hans von Hoiningen-Huene eine zweite Ehe ein. Christine von Hoiningen-Huene wird nicht mehr gebraucht, sie zieht nach Bonn, wo sie das 'Aufhören der mir liebgewordenen Tätigkeit als Hausfrau' vermisst.³² Die sich anbahnende Entfremdung zwischen den Geschwistern wird verstärkt durch Christines Eindruck, dass die neue Schwägerin Adelheid von Hagens (1851-1918) es nicht gutheißt, dass beide Brüder auf den Wunsch der Eltern hin einige Jahre zuvor auf einen Großteil ihres Erbes zugunsten ihrer ältesten Schwester verzichtet haben.

Es kommt zum offenen Konflikt, als Christine von Hoiningen-Huene, inzwischen fast vierzig Jahre alt, sich zur Heirat mit dem evangelischen Gymnasiallehrer Otto Perthes entscheidet. In den Augen ihrer Familienmitglieder ist diese Verbindung mit einem Bürgerlichen, der als solcher einer tieferen gesellschaftlichen Schicht und obendrein einer anderen Konfession angehört, eine Mesalliance erster Güte.³³ Die Familie bricht jeglichen Kontakt mit ihr ab.

Was hat sie zur Heirat bewogen? Otto Perthes' Schwester Agnes drängte sie dazu;³⁴ sie und andere Personen prophezeiten dem zukünftigen Ehemann, der mütterlicherseits von dem Dichter Matthias Claudius (1740-1815) abstammte, eine große Zukunft. Es war wohl nicht nur die Suche nach einem Familienleben und die Angst vor der Einsamkeit, sondern auch das Bedürfnis nach einem interessanten Leben, nach dem Christine von Hoiningen-Huene sich sehnte:

³⁰ Ebd., 7.

³¹ [Ch. von Hoiningen-Huene], 'Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels', *Deutsche Rundschau* 13 (1887) 52, 37-62; 215-241.

³² Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 9.

³³ Vgl. etwa Ernst von Huene an Christine von Hoiningen-Huene, 14. Januar 1888 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3006, Nr. 17a/18).

³⁴ Vgl. das Zeugnis von Anna Ockenfels, Heimersheim am 20. April 1896 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 13); Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 9.

Ich äußerte damals zuweilen, das Leben einer Waschfrau, die bei harter Arbeit ein Dutzend Kinder aufzuziehen habe, komme mir beneidenswerth vor im Vergleich zu dem Dasein jener schöngestigen, alten Fräulein, in deren Kreis in Bonn ich hineingerathen war und deren mit Thee- und Kaffeegesellschaften, Vereinen, Concerten und dergleichen ausgefülltes Leben mich anwiderte.³⁵

Auch Otto Perthes geht die Bindung zu Christine von Hoiningen-Huene nicht aus voller Überzeugung ein. Am 2. Februar 1888 schreibt Christine einen Brief an ihren Verlobten, in dem sie anbietet, die Verlobung wieder rückgängig zu machen:

Bitte, sei *davon* überzeugt, daß Du mir eine viel größere Freundschaft erweistest, wenn Du jetzt noch zurücktrittst, als wenn Du mich mit Selbstüberwindung heirathest. Ich kann mein Leben sehr gut auch ohne Mann nützlich machen, und außerdem, wenn Gott mich zum Heirathen bestimmt hat, kann Er mir einen Andern geben, der nicht an solchen Anfällen von Reue leidet.³⁶

Die Ehe zwischen Otto und Christine Perthes ist von Anfang eine Zweckbeziehung ohne viel Zuneigung auf beiden Seiten. Bereits am 1. Juni 1892 trennen sich die Ehegatten und Christine faßt den Plan, ein eigenes Haus in Unkel am Rhein zu bauen. Hier hat sie einen Großteil ihrer Kindheit verbracht. Mit der Pflege von Kranken und mit geschichtlichen Arbeiten will sie ihr Leben ausfüllen.³⁷ Gleichzeitig führt sie mehrere Klagen gegen Personen, von denen sie meint, sie hätten sich ungebührlich in ihre Angelegenheiten eingemischt. Ihre Prozeßfreudigkeit trägt ihr den Ruf einer Querulantin und Exzentrikerin ein, die unter 'Liebeswahnsinn' und 'Verfolgungswahnsinn' leidet.³⁸

Nachdem er sich zunächst gegen eine Scheidung gesträubt hat, willigt Otto 1893 unter der Bedingung ein, dass seine Frau zuvor ein Gespräch mit Professor Carl Pelmann (1838-1916), dem Leiter der Provinzialen Heil- und Pflegeanstalt in Bonn führt.³⁹ Pelmann kommt zu dem Schluß, dass bei ihr eine 'Geistesstörung' vorliege und teilt dies Otto Perthes in einem Schreiben mit. Am Ende dieses Schreibens, das in der Art eines Gutachtens abgefasst ist, wechselt Pelmann die Tonart und rät Otto Perthes nunmehr 'als Mann

³⁵ Ebd.

³⁶ Christine von Hoiningen-Huene an Otto Perthes, 2. Februar 1888 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 15/15a).

³⁷ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 17. 20.

³⁸ Ebd., 41.

³⁹ Vgl. L. Orth & W. Klenk, *"Pass op, sonst küsst de bei de Pelman". Das Irrenwesen im Rheinland des 19. Jahrhunderts*, Bonn: Verlag Grenzenlos e.V. 1994.

dem Manne', in die Scheidung einzuwilligen.⁴⁰ Am 26. September 1893 wird die Ehe aufgrund der 'Verschiedenartigkeit der gesammten Lebensanschauungen' geschieden und Christine nimmt ihren eigenen Familiennamen wieder an.⁴¹

Ohne ihr Wissen stellen ihre Brüder im August 1894 einen Antrag an das Amtsgericht in Linz, für sie wegen ihrer Wahnvorstellungen einen Vertreter zu ernennen und sie selbst in eine Heilanstalt zu überbringen.⁴² Am 16. November 1895 wird Christine von Hoiningen-Huene vom Königlichen Amtsgericht zu Linz am Rhein wegen Geisteskrankheit entmündigt; ihre Wahnideen hätten einen gefährlichen Charakter angenommen, da sie Klagen gegen verschiedene hoch angesehene Personen führe und dabei ihr Vermögen verzettele.⁴³ Ihre Entmündigung wird als Schutz ihrer Person und anderer Persönlichkeiten sowie als Sorge für die Erhaltung ihres Vermögens ausgegeben. Ihr jüngster Bruder Hans wird zu ihrem Vormund eingesetzt.⁴⁴ Einmal in der Mühle der Geisteskrankheit, wird alles, was sie unternimmt, um Einsicht in die Akten zu gewinnen, als Beweis für ihren Querulantenwahnsinn angesehen.⁴⁵

Bevor das Linzer Gericht sein Urteil gefällt hat, wird Christine von Hoiningen-Huene im Februar 1895 vor Gericht geladen. Aus Furcht vor einer Gefangennahme und gewaltsamen Einweisung in eine Heilanstalt flieht sie am Tag vor der Vorladung nach Basel in die Schweiz.⁴⁶ Ihr Nicht-Erscheinen bringt ihr die Anklage der Beamtenbeleidigung ein. Auch im grenznahen Basel ist sie nicht sicher; sie flieht erneut, da ihre Verwandten ihre Adresse herausgefunden haben und versuchen, sie zu entführen. Zwei Wochen verbringt sie im Dorf Marin bei Neuchâtel, danach fährt sie zu Verwandten, erst nach Rußland und danach nach Estland. Im März 1896 versucht sie, über St. Petersburg nach Hause an den Rhein zu fahren. Dort erfährt sie, dass ihre Wertpapiere, die sie einer Vertrauten zur Aufbewahrung gegeben hat, beschlagnahmt sind. Sie reist weiter nach Nijmegen, fühlt sich in dieser kleinen Stadt als Fremde jedoch nicht sicher und fährt weiter nach Antwerpen, wo sie etwa sechs Wochen bleibt. Durch einen Brief an ihre Vertraute wird ihr Aufenthaltsort bekannt und sie flieht erneut - diesmal nach Amerika. Im Mai 1896 schiffte sie sich in Southampton nach New York

⁴⁰ Carl Pelmann an Otto Perthes am 16. Juli 1893 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 14).

⁴¹ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 44.

⁴² Vgl. ebd., 55.

⁴³ Vgl. ebd., 92-99 (Text des Entmündigungsbeschlusses).

⁴⁴ 1911 wurde der Zementfabrikant in Unkel, Paul Schwenzow (geb. 1864), als Vormund eingesetzt (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 37).

⁴⁵ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 74f.

⁴⁶ Vgl. ebd., 66.

ein, 'fest entschlossen, lieber die Heimath und die gesellschaftliche Stellung zu opfern, als die Freiheit, dieses höchste irdische Gut, nach Ehre und Gewissen'.⁴⁷

In den Vereinigten Staaten verfaßt sie das Buch *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, in dem sie das Vorgehen der deutschen Justiz gegen sie minutiös beschreibt und anprangert. Auch über die Intrigen ihrer Familienangehörigen nimmt sie kein Blatt vor den Mund. Sie hat sich entschlossen, zu kämpfen und benutzt ihre historischen Fertigkeiten im Kampf gegen das ihr angetane Unrecht. Ende 1896 kehrt sie wieder in die Schweiz zurück und fängt an, in Zürich Geschichte zu studieren. Diese Stadt hat sie wohl deshalb gewählt, weil sie sich hier sicher vor einer Auslieferung an den preußischen Staat wußte.⁴⁸ 1898 wechselt sie an die Universität Bern.

4. CHRISTINE VON HOININGEN-HUENE UND IGNAZ VON DÖLLINGER

Christine von Hoiningen-Huenes erste Arbeit ist die Biographie über Amalie von Lasaulx. Die Autorin gab Amalie von Lasaulx, mit der sie mütterlicherseits verwandt war, das Versprechen, 'nach ihrem Tode für ihr Andenken Sorge zu tragen'.⁴⁹ Sechs Jahre lang arbeitete sie neben der Sorge für ihre Eltern daran, indem sie 'die überall zerstreuten Erinnerungen an deren Leben und Wirken so sorgfältig wie möglich' zusammensuchte und zu einem Lebensbild zusammenstellte.⁵⁰ Das Buch erschien 1878 im Verlag Friedrich Andreas Perthes zu Gotha, den der Großvater ihres späteren Mannes begründet hatte. Die zweite Auflage kam noch im gleichen Jahr heraus. Die dritte Auflage von 1881 ist um weitere Quellen ergänzt - Briefe und Tagebuchblätter der Oberin, Augenzeugenberichte, Statuten der Barmherzigen Schwestern und Korrespondenzen anderer Persönlichkeiten.⁵¹

Die ersten drei Auflagen der Biographie über Amalie von Lasaulx erschienen, wie bereits erwähnt, ohne Verfasserangabe. Ein Brief Christine von Hoiningen-Huenes gibt Aufschluß darüber, 'daß mir Anfangs von meinen Eltern die Bewahrung absoluter Anonymität zur Pflicht gemacht worden war'.⁵² Um unerkannt zu bleiben, konnte sie nicht einmal den nächsten Verwandten ein Exemplar des Buches zukommen lassen. Erst die

⁴⁷ Ebd., 83.

⁴⁸ Vgl. ebd., 78.

⁴⁹ [Von Hoiningen-Huene], *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx*, 1878², VI.

⁵⁰ Ebd., V.

⁵¹ [Von Hoiningen-Huene], *Erinnerungen an Amalie von Lasaulx*, 1881³, VII.

⁵² Christine von Hoiningen-Huene an Julius Wegeler am 14. Juni 1878 (Privatbesitz Karin Bohlender, Urbar).

vierte Auflage erschien 1891 - ihre Eltern waren inzwischen beide im Jahr 1882 gestorben - unter ihrem eigenen Namen.⁵³ Auch andere frühe Arbeiten, wie der Beitrag über die (alt-katholische) Kirche von Utrecht, den sie im Winter 1883 verfasste, und der bereits genannte Artikel über Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels erschienen anonym.⁵⁴ Doch gab es ein paar Eingeweihte, die ihre Arbeit förderten und bei der Beschaffung von Material behilflich waren oder die ihrem historischen Interesse sympathisch gegenüberstanden.

Im Juli 1881 besuchte Christine von Hoiningen-Huene den Münchener Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger (1799-1890) und lernte damit den bedeutenden und von ihr bereits seit langem verehrten Gelehrten endlich persönlich kennen.⁵⁵ Der Besuch begründete einen fachlichen Austausch und freundschaftlichen Briefverkehr, der erst mit dem Tod Döllingers im Januar 1890 endete. Ignaz von Döllinger war der *Spiritus rector* der alt-katholischen Bewegung. Er hatte 1869 und 1870 mit einigen Veröffentlichungen maßgeblich dazu beigetragen, dass diese Protestbewegung von Katholikinnen und Katholiken gegen die Dogmatisierung des Jurisdiktionsprimates und der Unfehlbarkeit des Papstes (1870) ins Rollen kam.⁵⁶ In ihrem Buch über Amalie von Lasaulx geht Christine von Hoiningen-Huene ausführlich auf die kirchengeschichtlichen Entwicklungen vor dem Ersten Vatikanum und auf die Oppositionsbewegung dagegen ein. Denn auch Amalie von Lasaulx gehörte zu denen, die sich weigerten, die neuen Dogmen anzuerkennen und deshalb mit Sanktionen belegt wurden.

Christine von Hoiningen-Huene stand der alt-katholischen Kirche nahe, rechnete sich selbst jedoch nicht zu deren Mitgliedern, obwohl sie eine Zeitlang alt-katholische Gottesdienste besucht hatte.⁵⁷ Ihre Biographie über Amalie von Lasaulx, ein paar weitere Schriften, ihre Freundschaft zu Döllinger und ihre öffentlich geäußerte Gegnerschaft gegen die neuen Lehren

⁵³ Das Buch wurde ins Englische, Französische, Schwedische und Niederländische übersetzt. Die niederländische Übersetzung erschien ohne den Namen der Verfasserin unter dem Titel *Amalie von Lasaulx. Gewijd en uitgebannen als Liefdezuster Augustine*, vertaald door Nanette, Kampen: Laurens van Hulst 1881.

⁵⁴ [Ch. von Hoiningen-Huene], 'Die Kirche von Utrecht', *Deutsch-evangelische Blätter* 9 (1884) 12, 793-829. Der Aufsatz wurde nach Angabe von Ch. von Hoiningen-Huene auch ins Englische übersetzt. Genauere Angaben sind mir nicht bekannt.

⁵⁵ Vgl. Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 20. Juli 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29); Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 11. November 1881 (Bayerische Staatsbibliothek München [= BSBM], Doellingeriana II 1033). - Die Transkription des Briefwechsels Von Hoiningen-Huene - Döllinger besorgte lic.phil. et theol. Hubert Huppertz, Everswinkel.

⁵⁶ Vgl. dazu ausführlich Berlis, *Frauen im Prozeß der Kirchwerdung*.

⁵⁷ Vgl. Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 21; 48.

über die Stellung des Papstes hatten aber zur Folge, dass sie Anfang der neunziger Jahre, als die Scheidung im Gespräch war, unter Druck gesetzt wurde. In ihrem Wohnort Unkel war damals ein römisch-katholischer Pfarrer, 'den man seiner Zeit eigens zu dem Zweck nach Unkel gesetzt hatte, um die altkatholischen Gesinnungen in diesem Ort von Grund aus zu vertilgen'.⁵⁸ Pfarrer Stolten war der Nachfolger Wilhelm Tangermanns (1815-1907), der sich 1871 der alt-katholischen Bewegung angeschlossen hatte und vor seiner Flucht aus dem Pfarrhaus viel Sympathie in der Unkeler Bevölkerung genossen hatte. Christine von Hoiningen-Huene war sich darüber im Klaren, dass ihre Anschauungen, die im Gegensatz zu denen dieses ultramontanen Pfarrers standen, seinen 'Eifer (...) reizen' mussten.⁵⁹ Er legte ihr denn auch nahe, falls sie eine 'kirchliche Scheidung' wolle, müsse sie ihre Schriften öffentlich widerrufen und die Unfehlbarkeitslehre anerkennen. Nur im Falle einer Nichtigkeitserklärung ihrer Ehe mit Otto Perthes durch die Kirchenbehörde stand ihr die Möglichkeit offen, erneut eine Ehe einzugehen. Mit dem Gedanken einer neuerlichen Heirat aber spielte Christine von Hoiningen-Huene, als sie in Unkel wohnte. Ihre Weigerung, sich öffentlich von ihrem Standpunkt zur Unfehlbarkeit zu distanzieren, hatte zur Folge, dass der Unkeler Pfarrer sich in ihre persönlichen Angelegenheiten einmischte.⁶⁰ Christine von Hoiningen-Huene's Avancen wurden von dem Erkorenen nicht erwidert. In der Anklage gegen sie wurden sie später als weiterer Beweis für ihre Liebestollheit gewertet.

Ignaz von Döllinger unterstützte die historischen Neigungen seiner jungen Freundin und brachte ihrer Arbeit große Wertschätzung entgegen. Im März 1885 schrieb er ihr voll Anerkennung über ihren anonym erschienenen Beitrag über die alt-katholische Kirche von Utrecht:

Doch nun zu Ihrem Aufsatz über die Utrechter Kirche. Ich habe ihn gleich am Tage des Empfangs in einem Zug und mit lebhaftem Interesse gelesen, und der Eindruck war und ist noch bei mir: das ist das Beste, Gerechteste, was über die Utrechter Kirche geschrieben worden. Manches war mir selbst neu; die Ereignisse seit 1808 habe ich zum Theil erst von Ihnen kennen gelernt. (...) Ich wollte, Sie hätten vor Prof. Nippold über die U[trechter] Kirche geschrieben; sein Buch über diesen Gegenstand würde wesentlich gewonnen haben.⁶¹

⁵⁸ Ebd., 48.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 20. Juli 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29). Es geht um folgendes Buch: F. Nippold, *Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeindebildung in Deutschland*, Heidelberg: Bassermann 1872.

Die Wertschätzung Döllingers wird deutlich im Ton, den er Christine von Hoiningen-Huene gegenüber anspricht: er betrachtet sie als ernstzunehmende Gesprächspartnerin, die ausgezeichnete Arbeit leistet, und gesteht ihr ohne weiteres zu, ein Thema besser bearbeitet zu haben als sein renommierter Kollege.⁶²

Was auffällt, ist, dass er sie *als Frau* zu weiteren wissenschaftlichen Studien ermutigt.⁶³ Diese Ansicht wurde damals in Deutschland und anderswo nicht allgemein geteilt. Frauen waren einerseits als Verfasserinnen historischer Werke wie Biographien, Reiseberichte und Lokalgeschichten, die erzählerisch gut - manchmal auch in Form eines historischen Romans - aufgearbeitet waren, durchaus akzeptiert. Zugleich gab es aber eine starke Gegnerschaft gegen Frauen als wissenschaftlich ausgebildete und arbeitende Historikerinnen, die gelegentlich sogar mit der Natur der Frauen begründet wurde. Im einsetzenden Prozeß der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, die ihren Ausdruck in der Einrichtung historischer Seminare an den Universitäten fand, wurde Frauen die Kompetenz für wissenschaftliches Arbeiten abgesprochen. Nach 1850 entwickelte sich eine Trennung der Geschlechter. Der moderne, universitär geschulte und unparteiisch forschende professionelle Historiker war ein Mann. Frauen wurden höchstens als historische Amateurinnen betrachtet, denen das historisch-kritische Handwerkszeug und der methodisch auf Fakten gerichtete Blick abging. Geschichtsschreibung über politisch-institutionelle Entwicklungen wurde zur Domäne der Männer, während die Frauen Geschichten aus ihrem eigenen Lebensbereich, über ihre Familie oder über heilige und berühmte Persönlichkeiten verfaßten.⁶⁴ Das Forschen in Archiven erlangte einen höheren Stellenwert als eigene Beobachtung oder die Befragung von Augenzeugen.⁶⁵

Auch von Ignaz von Döllinger sind kritische Bemerkungen zum Schrifttum von Frauen überliefert. So schreibt er etwa zu einem 25bändigen Werk der Fürstin Caroline-Elisabeth von Sayn-Wittgenstein (1819-1887), der Dame fehle es nicht an Geist, Verständnis und Weltkenntnis, 'aber um so mehr an Geschichtskentniß, und die Irrthümer, in die sie auf diesem Gebiete verfällt, sind zahlreich, und üben sehr nachtheiligen Einfluß auf ihr Urtheil über

⁶² Friedrich Nippold (1838-1918) war ein bekannter evangelischer Kirchenhistoriker.

⁶³ Vgl. ihren eigenhändigen Lebenslauf (StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898).

⁶⁴ Für eine Beschreibung der Entwicklung vgl. Grever, *Strijd tegen de stilte*, 95-119; B. G. Smith, *The Gender of History: Men, Women, and Historical Practice*, Cambridge MA: Harvard University Press 1998.

⁶⁵ G. Lerner, 'How the Historical Profession Became a Male Preserve', *Journal of Women's History* 11 (1999) 2, 221-223. Dieser Artikel ist eine Rezension des Buches von Smith, *The Gender of History*.

kirchliche Dinge aus'.⁶⁶ Auch seine Reaktion auf Christine von Hoiningen-Huene's Beitrag über Landgraf Ernst von Rheinfels, an dem er sich 'ergötzt' hatte, spricht für sich:

En attendant beabsichtige ich Ihre Biographie zum zweitenmal zu lesen, mit aller Sorgfalt. Ich weiß nicht, ob mir das schon einmal mit dem Geistes-Erzeugniß einer Dame begegnet ist.⁶⁷

Im Briefwechsel zwischen Ignaz von Döllinger und Christine von Hoiningen-Huene wird die Frage der Bedeutung des Geschlechts bei der historischen Arbeit explizit zum Thema. Es zeigt sich, dass bei Christine von Hoiningen-Huene das Problem nicht in der mangelnden Unterstützung liegt - im Gegenteil, Döllinger und andere Historiker wie etwa Carl Adolf von Cornelius (1819-1903), den sie ebenfalls 1881 in München kennengelernt hat, ermuntern sie sehr.⁶⁸ Der Gegenwind weht ihr von anderer Seite entgegen. Denn mit ihren historischen Ambitionen machte sie sich in ihren eigenen gesellschaftlichen Kreisen nicht gerade beliebt. Hier wurde manch abfälliges Urteil über 'bücherschreibende Damen' gefällt.⁶⁹ Aber das Problem lag noch tiefer: Auch sie selbst hatte sich dieses Urteil zueigen gemacht und verinnerlicht. So schreibt sie am 28. September 1881 an Döllinger:

Ich muß ihnen eingestehen, daß ich mich wieder *sehr* mit meinem alten Abscheu gegen alle Damengelehrsamkeit herumschlage, die mir wieder wie ein Unding vorkommt, das gar keine Berechtigung zu existiren in der Welt hat. Als Gegenmittel wiederhole ich mir wohl zuweilen, was Sie mir über meine kleinstädt[ischen] Anschauungen gesagt haben; aber immer hilft's nicht. Eine unserer liebsten Bekannten aus den hiesigen eingesessenen Familien demonstirt mir immer mit fürchterlichem Eifer vor, wenn (man) dann das Glück habe, einen alten Namen zu besitzen, dann sei es unpassend, sich mit Büchern abzugeben

⁶⁶ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 3. Dezember 1883 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29). Es geht um das Werk: C.-E. von Sayn-Wittgenstein, *Causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Eglise*. Diese Apologie der katholischen Kirche wurde nie veröffentlicht. Die geborene Russin, die beim Schreiben Zigarren rauchte, war seit 1848 mit dem Komponisten Franz Liszt (1811-1886) liiert.

⁶⁷ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 15. Dezember 1887 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁶⁸ Mit ihm und seiner Frau Elisabeth geb. Simrock (1829-1907) war sie wohl näher bekannt. Im Nachlass von Carl Adolf Cornelius sind zwei Photos von ihr erhalten (BSBM, NL Cornelius; eines davon ist abgedruckt bei Rogger, *Der Doktorhut im Besenschränk*, 96); in ihrem eigenen Nachlass befindet sich ein kurzes Schreiben des Ehepaars Cornelius vom 20. Januar 1897, von Christine von Hoiningen-Huene mit dem Zusatz versehen "sehr wichtiges Zeugniß" (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 22).

⁶⁹ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 22. Oktober 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

(...). Jene lächerliche Äußerung ist aber wirkl[ich] die durchschnittliche Anschauung, die hier (...) herrscht.⁷⁰

Döllinger hatte schon lange von Hoiningen-Huene's 'eminente Begabung' zu schriftstellerischer Tätigkeit entdeckt.⁷¹ Seine Antwort auf diese Überlegungen lauteten folgendermaßen:

Ich bin überzeugt Sie durchschauen und überschauen die kleine Gefühls- und Gedankenwelt, in der sich diese Seelchen bewegen, und denken wie ich, daß wir, männlich oder weiblich, berufen sind, dem Beruf uns zu widmen, in welchem wir unsern Mitmenschen am Besten nützen, und uns selbst am meisten befriedigen können.⁷²

Sie solle - so Döllinger - dem 'Urtheil von 200 mit Putz, Tanz, Koketterie und Klatsch ihre Tage ausfüllenden Damen (...) die Ansicht von vier oder fünf Ihnen bekannten und Sie ermunternden Männern' entgegenstellen.⁷³ Ihre Entscheidung werde, so erwarte er von ihr, 'anderswo als auf den Zungenspitzen Ihrer Bekannten liegen'.⁷⁴

Döllinger bestärkte sie darin, ihrer Berufung zur historischen Profession zu folgen. Christine von Hoiningen-Huene tat dies zunächst auf Umwegen. Döllinger schlug ihr vor, sie möge ein Werk über die Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts zu ihrem Lebenswerk machen.⁷⁵ Gleichzeitig ermahnte er sie, sich von ihrem 'glühende[n] Eifer, sich für andre aufzuopfern', nicht dazu verleiten zu lassen, 'Ihre goldene Freiheit, eines der höchsten irdischen Güter, dahin zu geben'.⁷⁶ Hätte sie seiner Aufforderung, 'seien Sie Ihre eigene Königin und Bischöfin!' vor ihrer Verhelichung Folge geleistet, wäre ihr Leben wohl anders verlaufen.⁷⁷ Aber sie hatte anderen Plänen Vorrang gegeben: der Begründung eines Familienlebens.

Erst nach dem Scheitern dieser Pläne und den damit verbundenen erheblichen persönlichen Konsequenzen für sie hat sie sich voll und ganz der

⁷⁰ Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 28. September 1881 (BSBM, Doellingeriana II 1033).

⁷¹ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 18. April 1884 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷² Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 22. Oktober 1881 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Vgl. Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 6. Vgl. auch ihren eigenhändigen Lebenslauf (StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898).

⁷⁶ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 2. April 1887 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

⁷⁷ Ignaz von Döllinger an Christine von Hoiningen-Huene, 15. Dezember 1887 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3005, Nr. 29).

Geschichtswissenschaft zugewandt, die sie nunmehr von der Pike auf erlernte, ohne dabei allerdings ihren literarischen, gewandten Stil aufzugeben.

Ignaz von Döllinger hat die Scheidung und Entmündigung seiner hochgeschätzten Freundin nicht mehr miterlebt. Er starb am 10. Januar 1890 in München.

5. DIE HISTORIKERIN

Christine von Hoiningen-Huene gehört zur ersten Generation von Frauen, die einen Doktorgrad erwarben und wissenschaftlich arbeiteten. Ihre Veröffentlichungen sind auch heute noch lesenswert.⁷⁸ Eine Reihe ihrer Arbeiten setzt sich mit Themen auseinander, die auch für die Kirchengeschichte relevant sind. Auch die Tatsache, dass sie an der katholisch-theologischen Fakultät in Bern Veranstaltungen besucht hat, weist auf ihr Interesse für Theologie und Kirchengeschichte.⁷⁹

Am 11. November 1881 schreibt Christine von Hoiningen-Huene an Döllinger über ihre Beziehung zur Kirchengeschichte: 'Wenn Sie mir über Kirchengeschichte sprachen, hatte ich stets d[ie] Empfindung, über d[er] Erde zu fliegen u[nd] alle Dinge von oben herab anzusehen'.⁸⁰ Diese Bemerkung zeigt, wo ihr Herzblut lag. Allerdings fühlte sie sich zu dieser Zeit der ihr von Döllinger angetragenen Aufgabe, sich dem 17. Jahrhundert zuzuwenden, noch nicht gewachsen. Zwei Monate zuvor, am 4. September 1881, hatte sie ihm geschrieben:

Liebe zur Sache habe ich wohl genug u[nd] Gefühl dafür leider mehr wie genug; denn das Geschick dieser längst dahin gegangenen Menschen verursacht mir oft einen Schmerz, den ich bis in d[ie] Fingerspitzen hinein fühle; es ist mir, als könnte ich sie persö[n]lich und

⁷⁸ Ausser den in diesem Beitrag genannten Werken hat Christine von Hoiningen-Huene noch andere verfasst. 1898 hat sie eine Übersicht über ihre Veröffentlichungen zusammengestellt, jedoch ohne genauere Angaben. Weitere Werke von ihr wurden über andere einschlägige Verzeichnisse erschlossen.

⁷⁹ Dem Vorlesungsverzeichnis der Katholisch-Theologischen Fakultät (wie die Christkatholisch-Theologische Fakultät damals hieß) las E. Michaud im Sommersemester 1898 und im Wintersemester 1898/99 über Ekklesiologie sowie über Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Ph. Woker las im Sommersemester 1898 Kirchengeschichte des Mittelalters und im Wintersemester 1898/99 Kirchengeschichte der Neueren Zeit (frdl. Mitteilung von Prof. Dr. Urs von Arx, Bern, am 9. April 2002). Da sie im Mai 1898 nach Bern wechselte und im November des gleichen Jahres dort promovierte, könnte Christine von Hoiningen-Huene diese Vorlesungen besucht haben. Testathefte von Hoiningen-Huene über besuchte Vorlesungen liegen mir jedoch nicht vor.

⁸⁰ Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 11. November 1881 (BSBM, Doellingeriana II 1033).

könnte bis in das innerste Gewebe ihrer Motive hineinschauen od[er] vielm[ehr] hineinfühlen. Soweit wäre alles gut, aber was das *Wissen* der positiven Thatsachen angeht, da sieht es arg jämmerl[ich] bei mir aus.⁸¹

Döllinger bestärkte sie daraufhin nur noch mehr, dass sie diesem Thema wirklich gewachsen sei. Ihre Dissertation und mehrere andere ihrer Veröffentlichungen beweisen es; sie griff Döllingers Anregung auf und wandte sich in den Folgejahren dem 17. Jahrhundert zu.⁸² Auch wenn ihre Dissertation keine kirchenhistorische, sondern eine historische Arbeit ist, spielen darin auch kirchengeschichtlich relevante Momente eine Rolle. Die zentrale Figur in der Doktorarbeit ist der niederländische Gesandte Pieter Valkenier (1641-1712), der sich im 17. Jahrhundert sehr für die Privilegien der Waldenser einsetzte.

Wie obiges Zitat zeigt, war Christine von Hoiningen-Huene sehr am Lebensschicksal historischer Personen interessiert und veröffentlichte mehrere biographische Artikel, etwa über den Jesuiten Petrus Canisius (1521-1597)⁸³ und über die Gelehrte und Philosophin Sophie Herzogin von Hannover (1630-1714).⁸⁴ In dem Gespräch, das sie 1893 mit dem Irrenarzt Dr. Pelmann führte und das er seinem Gutachten zugrunde legte, kamen auch ihre biographischen Arbeiten zur Sprache. Pelmann versuchte ihr in dieser Unterredung zu unterstellen, dass sie an Einbildungen leide, da Schriftstellerinnen 'doch meistens eingebildet und phantastisch' seien.⁸⁵ Ihre Antwort ist aufschlussreich für ihr Berufsverständnis. Erstens stellt sie klar, dass sie sich selbst nie als Schriftstellerin gesehen hat. Es geht ihr in ihrer historischen Arbeit um die Darstellung von Wahrheit:

Nein ich leide durchaus nicht an Einbildungen. Ich bin auch keine Schriftstellerin. Ich habe ein paar biographische Sachen geschrieben, zu denen gerade eine besondere Veranlassung vorlag, aber ich habe niemals etwas geschrieben, wozu Phantasie gehört, keine Novellen oder Romane, nicht einmal Gedichte gemacht, nur ein paar historische Sachen, wo es nicht auf Phantasie, sondern auf Wahrheit ankommt.⁸⁶

⁸¹ Christine von Hoiningen-Huene an Ignaz von Döllinger, 4. September 1881 (BSBM, Doellingeriana II 1033).

⁸² Vgl. ihren eigenhändigen Lebenslauf (StA Bern, BB IIIb 1289, Fakultätsakten Bd. VII, 1898).

⁸³ Ch. von Hoiningen-Huene, 'Der Jesuit Petrus Canisius', *Preussische Jahrbücher* 99 (1900), 206-231.

⁸⁴ [Ch. von Hoiningen-Huene], 'Bekenntnisse einer deutschen Prinzessin', *Vom Fels zum Meer* (1886/87), Bd. 1, Sp. 756-764. Von Hoiningen-Huene veröffentlichte diesen Beitrag unter dem Namen ihres Vaters (A. Huene).

⁸⁵ Von Hoiningen-Huene, *Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz*, 37.

⁸⁶ Ebd.

Dieses Verständnis von Wahrheit ist für ihre Arbeit als Historikerin grundlegend. Es gilt als Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens. Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass der Drang, alle Geschehnisse ihres persönlichen Lebens wahrheitsgemäß darzustellen und deshalb keinerlei Tratsch oder Gerede über sie zu dulden, sondern sich dagegen zur Wehr zu setzen, für sie persönlich zur Katastrophe führte und sie am Ende in der Öffentlichkeit als Person ungläubhaft machte.

Gleichzeitig war wiederum die Entmündigung die Ursache, dass sie sich nunmehr weitaus mehr der historischen Arbeit verschreiben mußte, als sie dies vielleicht sonst getan hätte. Ohne Entmündigung hätte ihr Leben vielleicht so ausgesehen, wie sie es sich gewünscht hat: in der Sorge für andere oder der Führung eines Haushalts und gleichzeitigem Schreiben. Da sie infolge der Entmündigung aber kaum Einkünfte hatte und nicht selbständig auf ihr ererbtes Vermögen zurückgreifen konnte, mußte sie nunmehr selbst für Ihren Lebensunterhalt sorgen. Trotz der ihr angedichteten 'Geisteskrankheit' verdiente sie sich Geld mit historischen Auftragsarbeiten. Nach der Jahrhundertwende beschäftigte sie sich viel mit der Erforschung der Genealogie schweizerischer Adelsgeschlechter.⁸⁷ Bis kurz vor ihrem Tod veröffentlichte sie verschiedene kleinere und größere historische Studien. Außerdem arbeitete sie seit April 1904 als ständige Mitarbeiterin beim Luzerner Tages-Anzeiger.⁸⁸ Vergeblich hat sie sich auch um andere Beschäftigungen bemüht; 1903 bewarb sie sich an der evangelischen Mädchenschule Brocken in Männedorf (Kanton Zürich). Da sie aber kein Lehrerinnen-Patent vorweisen konnte, kam sie nicht in die nähere Auswahl.⁸⁹

Bis zu ihrem Tod war Christine von Hoiningen-Huene neben der Arbeit an ihren historischen Veröffentlichungen damit beschäftigt, ihre Entmündigung aufheben zu lassen. 1902 verblieb sie einige Zeit in der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt zu Grafenberg bei Düsseldorf.⁹⁰ Möglicherweise tat sie dies, um die Aufhebung der Entmündigung zu bewirken. 1903 wurde ein solcher Antrag abgelehnt, am 19. November 1906 änderte das Landgericht

⁸⁷ Im Auftrag der Kantonsbibliothek Graubünden in Chur stellte sie 1911 die bündnerischen Familien zusammen, die seit dem 15. Jahrhundert in den Adelsstand erhoben wurden (NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 18; 53). Vgl. Ch. von Hoiningen-Huene, 'Die Täscher- oder Tascherfrage', in: Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 47 (1919), 85-138. Im Familienarchiv in Schleswig befinden sich 29 Hefte aus den Jahren 1905 bis 1916 mit handschriftlichen Exzerpten und Notizen zu diesem Thema (frdl. Mitteilung von Heiner Baron von Hoyningen-Huene, Schleswig, 11. April 2002).

⁸⁸ Redakteur Tschanz am 9. Dezember 1904 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 55).

⁸⁹ Vgl. NL ChHH Zürich, MS Z II 3007, Nr. 63.

⁹⁰ Vgl. NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 20; 28.

Neuwied das Urteil zwar von Geisteskrankheit in 'Geistesschwäche', hob aber die Entmündigung selbst nicht auf.⁹¹

Nach ihrem Tod am 21. Januar 1920 in Zürich wurde die Urne mit ihrer Asche im Grab ihrer Eltern auf dem Alten Friedhof in Bonn beigesetzt.⁹²

6. RESÜMEE

Christine von Hoiningen-Huene ist eine von vielen Frauen, deren Leben und Werk in die Spirale des Vergessens hineingeraten sind. Dies hing auch mit ihrer Entmündigung zusammen, die als Makel an ihrer eigenen Biographie haften blieb.

Ich habe anhand ihrer Geschichte zu demonstrieren versucht, wie die Spirale des Vergessens funktioniert. Dazu habe ich die Spirale sozusagen von unten wieder aufgerollt. Vergessen ist ein länger andauernder Prozeß: es ist wie mit einem alten, vergilbten Photo, das nicht rechtzeitig beschriftet wurde. Irgendwann kennt niemand mehr die Namen der abgebildeten Personen. Auf Dauer wird dieses Photo seinen Erinnerungswert einbüßen, da niemand mehr die genaue Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart benennen kann. Das Photo trägt nicht mehr zum Verständnis der Vergangenheit bei und ist deshalb für die Gegenwart bedeutungslos geworden.

Christine von Hoiningen-Huenes guter Name wurde durch die Entmündigung 'besudelt'. Deren Ursache lag nicht nur daran, dass sich ihre Familienmitglieder ihrer entledigen wollten, sondern auch in ihrem eigenen Verhalten. Die Suche nach Wahrheit hat in ihrem Leben eine große Rolle gespielt. Ihr Streben nach wahrheitsgemäßer Darstellung von Sachverhalten war für ihre wissenschaftliche Arbeit als Historikerin unabdingbar. Für ihr persönliches Leben aber hatte ihr Drang, das, was für sie Wahrheit war, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen, katastrophale Folgen. Als Frau hatte sie nach dem geltenden gesellschaftlichen Verhaltenskodex wenig Spielraum zu eigenverantwortlichem Handeln. Mit ihren Versuchen, sich ihr Recht auf dem Prozessweg einzuklagen, hat sie den Bogen dieser gesellschaftlichen Toleranzgrenzen überspannt. Ihre Prozessfreudigkeit, die vielleicht sogar als Prozesssucht bezeichnet werden muss, war vor ihrem

⁹¹ Beschluß des Amtsgerichts Linz am 1. Juli 1903 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 34); Urteil des Landgerichts Neuwied, 19. November 1906 (NL ChHH Zürich, MS Z II 3008, Nr. 43).

⁹² Zur Urnenbeisetzung vgl.: Stammtafeln der Freiherrlichen Familie von Hoiningen/Hoyningen gen. Huene, zusammengestellt durch Anselm August Freiherr von Hoiningen gen. Huene, Bonn 1871, 3. berichtigte und vervollständigte Auflage, Regensburg 1951.

eigenen Entmündigungsprozess groß. Sie hatte ein ausgeprägtes Bedürfnis, sich zu verteidigen und die Dinge ins rechte Licht zu rücken. Zudem hatte sie das Pech, dass sich ihre Partnerwahl nicht nur als nicht standesgemäß, sondern obendrein als äußerst unglücklich erwies und sich so am Ende gegen sie kehrte. Sie war eine Frau, die es sich selbst und ihren Mitmenschen nicht leicht machte und der am Ende nur wenig Freunde blieben. Einer dieser Freunde war Ignaz von Döllinger, der ihre Begabung als Historikerin erkannt und sie darin bestärkt hat. Er hat ihr die Tür zum Studium der Geschichtswissenschaft gewiesen, einen Weg, der vor ihr offen lag, als andere Türen hinter ihr ins Schloss fielen.

Aus heutiger Perspektive über sie zu urteilen, fällt nicht leicht. Denn die Grenzen zwischen Wahn und Wirklichkeit sind aufgrund der Dokumente, die überliefert sind, nicht einfach zu bestimmen. Die Dokumente zeugen von einer Frau, die ihr Leben lang für ihre Freiheit gekämpft hat, manchmal gegen Windmühlen, manchmal gegen reale Bedrohungen. Christine von Hoiningen-Huene ist keine einfach einzuordnende, sondern eine tragische Heldin, deren Lebenstraum durch ihr eigenes Handeln, aber auch durch das Zutun anderer, denen sie zu unbequem wurde, gescheitert ist. Der gesellschaftliche Spielraum, der ihr als Frau zugestanden wurde, war für sie zu knapp bemessen. Sie sprengte mit ihrem Verhalten dieses Korsett und entkam deshalb nur knapp der Zwangsjacke der Geisteskranken. Ungeschoren aber kam sie trotz ihrer Flucht ins Ausland nicht davon, ihre Lebensführung wurde auf andere Weise eingeschnürt: durch ihre Entmündigung.

Eine Spirale ist eine Serpentine, die nach unten kreist. In ihren Windungen reproduziert sie das Vergessen immer wieder neu. Mit dem Makel der Entmündigung behaftet, konnte Christine von Hoiningen-Huene keine renommierte Historikerin mehr werden. Das hatte folgende Konsequenzen: Niemand hielt es für wert, sie in ein biographisches Standardwerk aufzunehmen; sie ist dadurch nicht zu finden; niemand weiß, wer sie ist; niemand hat bisher ihren Nachlass eingesehen; und so weiter....

Aber - sie hat den Siegern ein Schnippchen geschlagen. Denn sie hat das erlernte historische Handwerkszeug dazu benutzt, in ihrem Buch über das Entmündigungsgesetz ihre Demütigung für die Nachwelt minutiös festzulegen. Damit hat sie ihr Können zum Kampf gegen das ihr angetane Unrecht genutzt und gleichzeitig exemplarisch die Ungerechtigkeit des ganzen Systems aufgezeigt.

Aber sie hat noch mehr getan: Sie hat dafür gesorgt, dass ihr Nachlass und damit ihre ganze persönliche Geschichte gut aufbewahrt in einem Archiv der Nachwelt erhalten geblieben ist. Ein Archiv ist ein 'von menschlichen

Gedächtnissen abgekoppelter Wissensspeicher', wie Aleida Assmann sagt.⁹³ Es ist das 'materiell fixierte aber eben ausgelagerte Gedächtnis einer Gesellschaft. Es weiß alles, was die Menschen vergessen haben, bzw. nicht mehr erinnern müssen'.⁹⁴ Indem das ausgelagerte Wissen wieder entdeckt und gelesen wird, kann es wieder aktualisiert und so erneut ein Teil unserer Erinnerung werden. Diese Aktualisierung geschieht, wenn und wo jemand sich in ein Archiv hineinsetzt, die dort vorhandenen Briefe und Dokumente liest und sie dann durch einen Vortrag oder eine Veröffentlichung wieder der gemeinsamen Erinnerung übereignet.⁹⁵ Auf diese Weise tragen Archive und Forscher/innen dazu bei, Frauen und andere Marginalisierte aus der Spirale des Vergessens entkommen zu lassen. Indem Christine von Hoiningen-Huene einen Nachlass hinterlassen hat, hat sie dafür gesorgt, dass die Schattenfrau und ihre persönliche Geschichte eines Tages wieder ans Licht treten würde – eine Erwartung, die sich infolge des Interesses der historischen und historisch-theologischen Frauen- und Geschlechterforschung an der Aufarbeitung von weiblichen Biographien und Lebenszusammenhängen erfüllt hat.⁹⁶

⁹³ A. Assmann, 'Zur Problematik von Erinnern und Erben', in: E. Schulz-Jander u.a. (Hg.), *Erinnern und Erben in Deutschland. Versuch einer Öffnung*, Kassel: Euregio Verlag 1999, 148-166, hier 158. Zitiert nach E. Schulz-Jander, 'Leben im Koffer. Archivarbeit am Else Lasker-Schüler-Nachlass in Jerusalem', in: A. Berlis und Ch. Methuen (Hg.), *Feministische Zugänge zu Geschichte und Religion* (Jahrbuch der ESWTR 8), Leuven: Peeters 2000, 69-77, hier: 69.

⁹⁴ Assmann, 'Zur Problematik von Erinnern und Erben', 158.

⁹⁵ Gut beschrieben ist dieser Vorgang am Beispiel des Nachlasses der deutsch-jüdischen Dichterin Else Lasker-Schüler (1869-1945) durch Schulz-Jander, 'Leben im Koffer'.

⁹⁶ Franziska Rogger hat in ihrer Arbeit über die ersten Studentinnen der Universität Bern Ch. von Hoiningen-Huenes Promotion und Lebensschicksal erwähnt, vgl. Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank*, 95f. 225; außerdem fand sie bereits kurz Erwähnung in meinem Artikel 'Buitengesloten maar niet afwezig. Het aandeel van vrouwen in de beginfase van het oud-katholicisme in Duitsland', in: A.-M. Korte, M. Papavoine, J. Bekkenkamp, F. Dröes (red.), *Proeven van Vrouwenstudies Theologie IV* (IIMO research publication 44), Zoetermeer: Meinema 1996, 119-143, hier 138.